



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage : 6. Die polnischen Juden.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gabe der rührigen österreichischen Handelskammern und Landwirthschafts-Gesellschaften, welche die gesetzlichen Vertreter jener Interessenten sind, die von einer irrationellen Führung der Eisenbahnwege direct und empfindlich betroffen werden, einzugreifen. An diesen Corporationen ist es, sowohl bei der Regierung, bei der sie voraussichtlich ein bereitwilliges Entgegenkommen finden werden, als auch bei der Reichsvertretung dahin zu wirken, daß die Fehler unseres systemlos angelegten Eisenbahnnetzes beim Ausbaue der Bahnen minderer Ordnung noch nach Möglichkeit verbessert, daß für die Trace dieser Bahnen ein Plan festgesetzt werde, indem unter Hinblick auf die mögliche Gestaltung des zukünftigen Verkehrs nicht nur die Richtung, sondern auch die Zeit, zu welcher einzelne Linien je nach ihrer Wichtigkeit und die Dringlichkeit zu bauen sind, bestimmt ist; kurz, hinzuwirken auf die Festsetzung eines durchdachten, sowohl die großen Verkehrs-Interessen des Reiches als auch die allseitigen Interessen der verschiedenen Kronländer möglichst berücksichtigenden Planes, hinzuarbeiten auf eine systematisch geordnete Inangriffnahme und Durchführung des Ausbaues richtig gewählter Bahnlinien minderer Ordnung.“ Diese Anregung fand keinen Anklang — das Manuscript ruht noch heute im Redactionspulte.... Nemo propheta in patria.

Seitdem hat die Volksvertretung die Localbahn-Vorlage des Handelsministers angenommen, ohne daß auf die vorerwähnten Bedenken, denen der Abgeordnete Dr. Sax in beredter und von der wissenschaftlichen Ueberzeugungstreue des Redners zeugenden Weise Ausdruck gab, Rücksicht genommen worden wäre. Vorausichtlich werden also in Oesterreich bei der Anlage und dem Ausbaue der Eisenbahnen minderer Ordnung dieselben Fehler begangen werden wie bei der Netzesgestaltung der Hauptbahnen, und dem Eisenbahnföderalismus, für den der bekannte Czechenführer Rieger im Abgeordnetenhause so warm eintrat, wird Thür und Thor geöffnet bleiben. Videant consules!

Czernowitz, im März 1880.

Max Hoenig.

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

6. Die polnischen Juden.

In den vorhergehenden Artikeln sind wiederholt starke Zweifel daran ausgesprochen worden, daß die Emancipation die Juden nach ihrem innersten Wesen ändern und den Deutschen sittlich vollkommen gleichstellen könne, und es wird dies, soweit es sich nicht schon aus dem bisher Gesagten ergibt, und soweit die Ver-

gangenheit und die Gegenwart über die Zukunft urtheilen lassen, später noch zu beweisen sein. Für heute setzen wir, ähnlich wie zu Ende des fünften Artikels, den Fall, daß die von Mendelssohn angebahnte und von seinen Schülern und Verehrern fortgeführte Reform der in Deutschland wohnenden Juden nicht bloß deren äußeres Wesen, ihre Bildung und ihre Sitten der deutschen Art gleich oder wenigstens sehr ähnlich machen, sondern auch deren Rassencharakter mit seinen Anschauungen und Neigungen von Grund aus beseitigen könne und zum guten Theile schon beseitigt habe. Mit anderen Worten: wir nehmen einmal bis auf Weiteres an, daß die sogenannten Reformjuden, bei welchen der Talmud nur noch geringe Geltung hat, und die beträchtliche Zahl derjenigen von ihren Stammgenossen, welche glaubens- und religionslos auftreten, in der That, wie behauptet wird, zu Deutschen geworden seien. Dann würden immer noch zwei sehr erhebliche Bedenken übrig bleiben. Einerseits beschränkt sich das reformirte Judenthum sammt seinem Abseher, dem ungläubigen Judenthum, fast einzig auf die großen Städte und einen Theil der kleinen, und bei Weitem die Mehrzahl der im östlichen Deutschland ansässigen Semiten steht der Bildung und den sonstigen Vorzügen jener Klassen mehr oder minder fern. Sodann aber grenzen wir an Polen und andere westrussische Landstriche, und von hier strömt ohne Unterlaß, bald mächtiger (wie in der Gründerzeit) bald schwächer, wie aus einem ungeheuern Reservoir das echte mittelalterliche Talmudjudenthum in Gestalt von bettelnden und schachernden Hebräern in den Osten des Reiches ein, um sich hier mit seinen widerwärtigen Sitten und Neigungen, seinem Haß gegen die Goyim, seiner tiefen Unbildung und seinem gierigen und unstillbaren Hunger nach Erwerb mit allen Mitteln für eine Weile festzusetzen, sich an unsern wirtschaftlichen Kräften leidlich vollzusaugen und dann größtentheils, pecuniär gekräftigt und durch Erfahrung mit den Verhältnissen und Gelegenheiten vertraut geworden, zu weiterer vampyrartiger Auszugaugung des deutschen Volkskörpers, die zuletzt im höheren Stil, durch Börsenspeculationen, faule Gründungen u. dgl. betrieben wird, mehr nach dem Innern des neuen Ausbeutungsbereiches und vor Allem nach Berlin zu ziehen.

So scheint es uns von besonderer Wichtigkeit, daß man zur Entscheidung in unsrer Frage ein deutliches Bild von dem Wesen dieser russischen und polnischen Juden mitbringe, denen, wie angedeutet, die Majorität ihrer Stamm- und Glaubensgenossen in den kleinen Orten der Provinzen Schlesien, Posen und Preußen mehr oder minder ähnlich ist.

Im russischen Reiche leben, wie wir sahen, circa 2 650 000 Israeliten, mithin über vierzig Procent der gesammten jüdischen Diaspora, und die meisten davon fallen auf Polen, wo deren im Jahre 1878 bei einer Gesamtbevölkerung von ungefähr sieben Millionen Seelen 808 518 wohnten. Dann folgt Südwestrußland mit 772 834 Juden, von denen 277 497 auf das Gouvernement Kiew, 242 496 auf Podolien und 252 841 auf Volhynien kommen.*) Stufenweise abfallend reihen

*) Vergl. hierzu die 13 Aufsätze „Von der Wiege bis zum Grabe“ von S. Wiener, die im Jahre 1879 in den Montagsblättern der „St. Petersburger Zeitung“ erschienen, und

sich hieran die Gouvernements Kowno mit 155 409, Minsk mit 143 504, Chersson mit 131 915, Grodno mit 124 819, Mohilew mit 118 727, Wilna mit 109 296, Bessarabien mit 98 114, Witebsk mit 86 587, Poltawa mit 53 964, Tschernigow mit 50 121, Sefaterinoslaw mit 36 331, Kurland mit 34 810, Taurien mit 24 487, Livland mit 7 952, St. Petersburg mit 7 787 und Moskau mit 6 083 jüdischen Einwohnern. Die übrigen innern Gouvernements stehen nur solchen Israeliten offen, die ein Handwerk treiben wollen, und so kommen Juden dort nur vereinzelt vor.

Ein charakteristisches Merkmal der Gegenden, wo die Juden am dichtesten wohnen, ist, daß sie in den dortigen Städten beinahe die Hälfte der Einwohner ausmachen. So in Berdytschew und Grodno, in Brest-Litowsk, Kamenez-Podolsk und Wilna; auch in manchen galizischen Orten, z. B. Brody, von dessen 20 000 Bewohnern fast 12 000 Juden sind, ist dies der Fall. Unsere Quelle will diese Erscheinung damit erklären, daß es den Juden nur da erlaubt sei, häuerlichen Grundbesitz zu erwerben, wo man ihnen Land zu freier Benutzung überlassen habe. Daß sie aber auch hier Scheu vor der Landwirthschaft haben, dieß also der Hauptgrund ihres Zusammengedrängtheits in den Städten ist, ergiebt sich deutlich aus dem, was Wiener über die Erfolge berichtet, welche der Versuch, die Juden in Colonien anzusiedeln, gehabt hat. Zwar gab es nach ihm vor einigen zwanzig Jahren im Königreiche Polen über 28 000 solche Colonisten, ob sie aber alle Ackerbau trieben, und ob es noch jetzt so viele giebt, wird nicht gesagt. Wir erfahren nur, daß drei dieser Ansiedelungen, im Gouvernement Plozk gelegen, von einem gewissen Salomon Posner gegründet worden sind, der in der einen auch eine große Tuchfabrik für jüdische Arbeiter angelegt hat, die gut gediehen sein soll.

Weiter lesen wir, daß es 1859 im Gouvernement Chersson 35 jüdische Colonien „gab“, von denen 21 nach dem Berichte des Rabbiners Blumenfeld zusammen 21 881 Seelen zählten; indeß beschäftigte sich davon nur die Hälfte ausschließlich mit Ackerbau — selbstverständlich nur die Hälfte der Erwachsenen männlichen Geschlechts — und nur 9 Niederlassungen „lebten in einigermaßen erträglichen Verhältnissen“. „Auch fehlen genaue Nachrichten über das Schicksal der Judencolonien in den Gouvernements Kiew, Wolhynien und Podolien, deren Zahl im Jahre 1869 nicht weniger als 56 betrug, und welche damals von 20 665 jüdischen Ansiedlern bewohnt waren; ferner weiß man nichts von den Verhältnissen der Colonisten in Klein- und Weißrußland und in Cis- und Transkaukasien.“ Nach den Klagen aber, in welche unser Berichterstatter dann ausbricht, erfährt man von ihnen vermuthlich deshalb gar nichts oder doch nichts Sicheres, weil von ihnen nichts Gutes zu melden ist. Andernfalls wäre ihr Gedeihen von der jüdischen Presse unzweifelhaft schon mehr als reichlich gepriesen worden. „Auf die Unterstützung der Regierung ist nicht zu rechnen;“ denn dieselbe ist „durch die bisherigen Erfolge zurückgeschreckt“.

denen wir im Folgenden mit der durch die Tendenz des Verfassers gebotenen Vorsicht einen Theil unseres Materials entnehmen.

Günstiger als mit dem Feldbaue steht es mit dem Handwerke. Die Uhrmacher und Goldarbeiter in Polen und Lithauen sind ausnahmslos Juden. Man sieht aber auch jüdische Maurer und Zimmerleute, Schmiede, Pflasterer, Dachdecker und Wasserführer; desgleichen befinden sich unter den Arbeitern der Fabrikgegenden von Lodz, Bgierz, Thomashow und Bjelostok viele Israeliten — natürlich, da bei der Dichtigkeit der jüdischen Bevölkerung nicht alle thun können, was sie möchten. Die Haupt- und Lieblingsgewerbe dieser polnischen Semiten nämlich bilden der Handel, besonders der Kleinhandel, die Winkeladvocatur, das Halten von Winkelschulen, die Schank- und Gastwirthschaft und das Geschäft der „Factoren“ oder Commissionäre. Die Juden „regeln (will sagen: regieren) in den westlichen Provinzen den Handel und Wandel“ und sind für den Reisenden und den einwandernden deutschen Fabrikanten unentbehrliche Unterhändler. Der Wucher blüht daneben unter ihnen „noch üppig“, und noch jetzt helfen sie dem polnischen Adel bei dem Bemühen, sich wirthschaftlich zu Grunde zu richten.

Vielfach behauptet starrer, der Bildung feindlicher Fanatismus die Herrschaft. Doch scheint unter den Wohlhabenden hie und da ein dem entgegengesetztes Streben erwacht zu sein, nur wandern Leute aus diesen Kreisen viel weniger zu uns aus, als aus den unbemittelten und ungebildeten. Nach dem Journale des Ministeriums der Volksaufklärung gab es 1878 in den Gymnasien und Progymnasien des russischen Reiches 5012 jüdische Schüler. Das günstigste Verhältniß zwischen solchen und christlichen wiesen nicht die an Deutschland grenzenden Bezirke, sondern zuoberst Ddessa, dann Wilna und zuletzt Warschau auf, wo die Stadt gleichen Namens bei einer Gesamtbevölkerungszahl von etwa 320 000 nicht weniger als 110 000 Juden hat.

Diese polnischen oder westrussischen Juden sind, wie bemerkt, gleich den weiter östlich wohnenden durchgehends Maskenasim und sprechen unter sich das sogenannte Judenteutsch, einen Dialekt, der im Wesentlichen ein Gemisch aus verdorbenen hochdeutschen und hebräischen Elementen ist. Beim Schreiben von Briefen und andern Aufzeichnungen in diesem Idome bedient man sich der hebräischen Charaktere, in denen auch ein großer Theil der volksthümlichen Schriften, sowie die in den Synagogen hie und da gebräuchlichen Gebetbücher gedruckt sind. Im Judenteutsch, das auch im Posenschen und andern östlichen Gegenden Deutschlands, sowie in Galizien und Ungarn von der niederen Klasse der semitischen Bevölkerung durchgehends und theilweise selbst von den Wohlhabenden gesprochen wird, unterscheidet man vier Hauptelemente: 1) das Hebräische, das besonders für Gegenstände der Religion und der von ihr vorgeschriebenen Gebräuche sowie für Begriffe, welche aus dem Talmud oder der Kabbala stammen, dann zur Bezeichnung einiger Dinge des täglichen Lebens, die man absichtlich nicht deutsch benannte, gebräuchlich ist; 2) Zusammensetzungen aus dem Deutschen und Hebräischen, wie „makil sein“ (erretten), „darschanen“ (predigen), „hendig“ (anmuthig), „Schabbeslicht“, „Sabbalabüchse“ (Gewürzbüchse) und die zu Wörtern gewordenen Abkürzungen „Ra = T“ (Reichsthaler), „Pa = G“ (preussischer Groschen), sowie etliche andere; 3) ungebräuchliches oder fehlerhaftes Deutsch, z. B. „lernen“ (Talmud studiren) „Pausen“, „Austern“, „Mausen“

(für Posen, Ostern, Moses), „gel“ (gelb), „mir“ statt wir oder mich, die Endsilbe „heit“ statt feit, „sich kriegen“ statt streiten, „königen“ statt regieren, „Schule“ statt Synagoge, „jüdischen“ statt beschneiden, „als“ statt daß, „enker“ statt nun, „Ette“ statt Vater; 4) aus dem Lateinischen, Italienischen oder Französischen stammende Wörter wie „bensch“ (benedicere), „oren“ (orare), „plangen“ (plangere, weinen), „Pizel“ (pucella, Magd), „preien“ (prier, einladen), „Sargenes“ (das italienische sargano, Sterbehemd) u. a. m.

Ihrer religiösen Richtung nach zerfallen die westrussischen Israeliten in die mythische Secte der Chassidim und die Rabbanim oder Talmud-Anhänger. Der Reformpartei gehören von ihnen nur wenige an, und diese beschränken sich fast ausschließlich auf Warschau und einige andere Städte.

Die Secte der Chassidim, die jetzt im ehemaligen Herzogthume Warschau, in Galizien, Polhynien und Podolien, sowie im Kiowschen mehrere Hunderttausende von Anhängern zählen, wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von Israel mit dem Beinamen Baal Schem Tov,*) abgeführt Bescht, gestiftet, der, aus Medzhybocz in Podolien gebürtig, zuerst in einer Einöde der Karpathen, dann als Fuhrmann, Pferdehändler und Schankwirth in seiner Vaterstadt lebte und neben jenen Geschäften das Wunderthum, namentlich die Verrichtung wunderthätiger Heilungen betrieb. Er war ein wunderlicher Heiliger ersten Ranges, heute ein lustiger Bursch, der mit seinen Leuten fleißig Brantwein trank, morgen ein verzückter Frommer, der mit ihnen Gebetstunden abhielt, bei denen es zu Convulsionen, Gesichtsverzerrungen und grotesken Sprüngen kam, etwa wie bei den englischen Jumpers und den Revivals amerikanischer Methodisten. Im Ganzen war er, wie Joe Smith, der Stifter der Mormonen, halb Schwärmer und halb Schwindler und im Uebrigen ohne Bildung. Mit seinem Anhang vereinigten sich die Reste der Secte Sabbatai Zewis, die in Polen mit ihren kabbalistischen Lehren eine Zeit lang eine Rolle gespielt, zuletzt aber unter ihrem „heiligen Herrn“, dem Betrüger Jakob Frank, schmachlich Schiffbruch gelitten hatten, und die Chassidim nahmen nun einen etwas anderen Charakter an. Als Bescht starb, ging die Leitung der Secte auf Dob Beer aus Mizriz über, der ein Kenner sowohl des Talmud als der Kabbala und ein geschickter Redner, sonst aber ein ähnlicher Geist wie sein Vorgänger war, nur geheimnißvoller that, sich nicht direct mit dem Volke einließ und, indem er sich für eine Incarnation Gottes ausgab, den Nimbus höchster Heiligkeit um sich zu verbreiten wußte. Er sandte Apostel aus, welche seine Lehren und sein Ansehen bis nach Lithauen hin verbreiteten. Die Spenden seiner reichen Anhänger und die Wallfahrten, die zu seinem Wohnsitze stattfanden, umgaben ihn mit fürstlichen Glanze. Mehr und mehr wichen er und die ganze Secte von den Satzungen des Talmud ab, bis ihnen diese zuletzt gar nichts mehr galten. Dies und die kabbalistischen Lehrmeinungen der Chassidim riefen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts

*) Wörtlich: Herr des guten Namens, womit der Schem Hemmephorasch, der unaussprechliche Name Gottes, gemeint ist.

einen Conflict mit den Rabbanim hervor, bei dem es schließlich zu Verleegerungen, Bannflüchen und körperlicher Bestrafung der Chassidim durch ihre Gegner, die talmudistischen Rabbinen kam. Man unterwarf die Prediger der erstern öffentlicher Geißelung, ließ ihre Schriften verbrennen und brachte es bei der russischen Regierung dahin, daß Mitglieder der verhassten Secte als staatsgefährlich nach Sibirien deportirt wurden. Das Judenthum, das unablässig nach Toleranz für sich schreit, ist eben allezeit intolerant gewesen, wo es die Macht dazu hatte, von Jesu Zeiten an bis auf Uriel d'Acosta und Spinoza, von diesem bis auf den Rabbi Wilna, den Hauptverfolger der Chassidim, und von ihm bis auf unsere Tage. Die verfolgte Secte aber war, so widersinnig ihr Glaube und so barock ihr Auftreten ist, nicht nur nicht auszurotten, sondern hat nach Heine Am Rhyn, dem wir in diesem geschichtlichen Rückblicke gefolgt sind, (S. 413 ff.) „in Polen durchaus die Oberhand unter den Juden“.

Die Lehren der Chassidim finden sich in der neoplatonischen Kabbala, namentlich im Buche Sohar und in den Schriften Beschts „Sepher Chamidoth“ und „Zebaoth Nibsch“. Doch ist das nur für die Gelehrten unter ihnen. Die Menge begnügt sich mit einigen daher abgeleiteten Glaubenssätzen, unter denen die Seelenwanderung eine Hauptrolle spielt, einem orgiastischen Cultus und unbegrenzter Verehrung vor ihren „Sadikim“, d. h. ihren für heilig geltenden, als Statthalter Gottes angesehenen Führern. Nach Beschts Lehre gab es nur einen solchen Sadik. Nach ihm aber wollten mehrere zu dieser Würde berechtigt sein, und da die Gemeinden sie anerkannten, so erlangten jene absolute Gewalt, die so weit ging, daß sie den Chassid nicht nur von einem Morde lossprechen, sondern ihm einen solchen sogar anbefehlen und unbedingten Gehorsam erwarten konnten.

Nach Wiener halten die Anhänger einer Sadik-Gemeinde fest zusammen und unterstützen sich wechselseitig, und dies verleiht ihnen ein Kraftgefühl, welches sie hochmüthig auf andere herabsehen läßt. Die einzelnen Gemeinden oder Parteien aber beschden einander bitter, indem jede ihren Sadik für den rechten hält. Abgesehen von diesen hochverehrten Führern herrscht unter den Chassidim vollständige Gleichheit, und ungescheut betritt der schäbigste von ihnen die Prunkzimmer seines reichen Glaubensbruders. „Diese zwanglose Art des Verkehrs hat jenen frechen Gynismus erzeugt, (wohl richtiger: weiter entwickelt; denn Frechheit, Dummdreistigkeit ist ein Charakterzug auch sehr vieler anderen Juden) den wir beim gemeinen Chassid in der Regel wahrnehmen.“ Da sie überall eine offene Hand finden, sind sie, wie es in unserer Quelle heißt, „dem Müßiggang und der Schwelgerei in hohem Maße ergeben. Wie böse Buben treiben sie allerlei Kurzweil miteinander und sprechen der Branntweinflasche fleißig zu, die wie die qualmende Pfeife ihre unzertrennliche Begleiterin auch im ‚Stübel‘ ist, wo sie sich zum Gebet versammeln. Sie heirathen früh und überlassen die Sorge für das Haus den Frauen, während sie selbst, die überall den Tisch gedeckt finden, sich's leicht machen.“

Wöchentlich einmal am Sabbath finden Abends Gelage statt, die oft bis zum Morgen währen. Wo ein Sadik vorhanden ist, scharft sich die Gesellschaft um

diesen. Hat man sich durch Spirituosen in die gehörige Stimmung versetzt, so beginnt ein wüthes Singen, Zucken, Zappeln und Grimassenschneiden. Der Zadik fängt verückt an, kabbalistisch zu predigen und zu orakeln. Um die Speisefeste auf seinem Teller entspinnt sich ein lebhafter Streit, und Jeder sucht einen Knochen zu erhaschen. Das Gebet wird als Begattung mit der „Schechina“, der als weiblich aufgefaßten dritten Person der kabbalistischen Trinität, betrachtet und geht in höchster Ekstase vor sich, wobei man emporhüpft, in die Hände klatscht und an die Wand schlägt. Vor dem Morgengebete muß unbedingt ein Bad genommen werden.

Der Zadik ist der Priester und Richter seiner Anhänger, ihr Arzt und ihr Berather in allen Dingen. „Alle Erkenntniß und Vollkommenheit hat der Fromme, wie es in den Glaubensartikeln der Chassidim heißt, beim Zadik zu suchen. Daher soll er, selbst wenn er menschliche Schwächen an ihm wahrnimmt, es nie an der Verehrung vor ihm fehlen lassen. Jeder ist ihm blindem Gehorsam schuldig.“ Man fragt ihn, der in unmittelbarem Verkehr mit Gott steht, bei Processen, Geschäftsunternehmungen u. dgl. m. um seine Meinung, wofür ein Geschenk, „Bidgon“, zu erlegen ist. Der Zudrang zu ihm ist oft so groß, daß er nur besonders gute Zahler empfangen kann. Die Uebrigen schreiben ihre Anliegen auf Zettel, die sie eigenthümlicherweise nicht mit ihrem Vaternamen, sondern dem ihrer Mutter unterzeichnen. „Ganz besonders soll sich der Zuspruch des heiligen Mannes bei Kinderlosigkeit bewähren, weshalb von nah und fern Frauen zu ihm pilgern.“

Mindestens einmal jährlich spricht ein frommer Chassid bei seinem Zadik vor. Meist geschieht dieß zu Neujahr, wo die reichen Pilger, denen eine solche Wallfahrt bisweilen Tausende von Rubeln kostet, bei ihm speisen. Nicht alle Zadiks haben es auf Täuschung und Hokusfokus abgesehen. Manche glauben selbst an ihre göttliche Sendung und Autorität. „Die meisten aber treiben schändlichen Mißbrauch mit der Leichtgläubigkeit der Menge.“ Vorzüglich zeichnen sich hierin die im südwestlichen Rußland aus, aber auch in Lithauen kommt dies vor, wo in der Gemeinde Karlin gegenwärtig ein zehnjähriger Zadik, vom Geiste seiner Vorfahren erleuchtet, Wunder verrichten soll.

Viele dieser kleinen Judenpäpste umgeben sich mit fürstlichem Luxus, haben eine Leibwache und lassen sich vor dem niedern Volke, das sie verehrt und ihnen Steuer zahlt, durch den „Gabba“, eine Art Majordomus, vertreten, der für sie in den kleinen Nachbargemeinden ihrer Residenz Gaben einsammelt. Größere und wohlhabendere beehrt der Zadik oder „Rebbe“ in eigener Person mit seinem Besuche, wobei er in prächtiger Equipage und von seiner berittenen Garde umgeben erscheint. „Pluthähnlich schwillt auf dem Wege sein Gefolge an, Alles hascht nach seinem Segen, nach einem Worte von ihm und bemüht sich, seinen Körper oder sein Gewand zu erfassen; denn seine Hand sühnt böse Thaten, sein Gürtel Sinnenlust, seine Mütze Hochmuth, seine Beinkleider Blutschande, die Berührung seiner Gebetsriemen Frechheit.“ „Seine Ankunft ist ein hochwichtiges Ereigniß, und aus der Ferne und Nähe kommen die Gläubigen nach der begnadigten Stadt, die oftmals die herzuströmenden Gäste nicht fassen kann. Die reichste Goldernte ist die

Folge einer solchen Reise; denn selbst Synagogengeräthe und Thorarollen werden verpfändet, um dem Heiligen einen würdigen Empfang bereiten zu können. Manche haben dabei große Reichthümer zusammengerafft, und selbst das Grab eines berühmten Zadik bietet eine ergiebige Quelle von Einnahmen für dessen Hinterbliebene. Desgleichen wird mit Reliquien und Amuleten ein schwunghafter Handel getrieben.“

Wer eine Schaar von Chassidim in einem ihrer Centren besucht, „glaubt sich“, so behauptet Wiener, beiläufig ein Talmudjude mit gelinder Reformjüdengefinnung, „unter tanzende Derwische und Fakire versetzt. Ich bereiste vor mehreren Jahren die Chassidimgemeinden bei Lublin, um ihre seltsamen Sitten in nächster Nähe kennen zu lernen. In Lublin, das damals nicht weniger als vier chassidische Oberhäupter befaß, gruppirten sich noch in kurzen Entfernungen mehrere solcher Gemeinden, als Kożł, Worle, Abt, dann gegen die Grenzen Galiziens hin Josefow und Belschitz. Als ich im Wagen dahin fuhr — es war am Freitage —, bemerkte ich eine große Bewegung wie von einer allgemeinen Wanderung. Die Josefower suchten zu Sonnabend den Rebbe der Belschitzer und diese wieder denjenigen der ersteren auf. Im Josefow blieb ich den Sonnabend und wohnte dem Abendgottesdienste in der Synagoge bei. Die ganze Gemeinde wartete bis zum Erscheinen des Rebbe, der ungewöhnlich lange in der Badstube verweilte. Endlich betrat er das Gotteshaus. Es war ein kleines dürrcs Männchen in blendend weißen Atlas gekleidet und die unvermeidliche Zobelmütze, das eigentliche Abzeichen seiner Würde, auf dem Haupte. Hinter ihm folgten, eine regelrechte Größenkala bildend, seine acht Söhne im Alter von ungefähr sechs bis sechzehn Jahren, die alle Zobelmützen und lange schwarze Seidenkafane trugen, was sich gar possierlich ausnahm. Als es zum eigentlichen Sabbatgesange „Lechododi“ kam*), klatschte der Rebbe mit den Händen, verließ seinen Sitz und schritt, erst die acht Bürschchen, dann die ganze Gemeinde hinter sich, durch den Saal, um in demselben Umzug zu halten. Wie eine Schaar Befessener ahnte die Versammlung singend und mit den Händen klatschend alle verzückten Geberden ihres bald aufspringenden, bald niederfallenden Anführers getreulich nach. Es bleibt ein unvergeßliches Schauspiel für mich.“

Wir wenden uns nun zur Secte der Rabbanim, der Talmudjuden in Polen, oder wie Wiener sich ausdrückt, zum „orthodoxen Judenthume, der Grundsäule und dem wahren Spiegelbilde des eigentlichen jüdischen Lebens“, wobei wir in kurz gefaßten Auszügen aus der Arbeit des genannten jüdischen Gewährsmannes das, was uns hier angeht, referiren, seine häufig sehr erkennbare Schönfärberei aber im Hinblick auf weniger günstige Berichte vermeiden.

Wird in der Familie eines polnischen Talmudjuden ein Kind geboren, so wird der Mutter zunächst „Masel tov“ (Gut Glück) gewünscht und ihr ein Gebetbuch aufs Bett gelegt, in welchem der 121. Psalm aufgeschlagen ist. Dann fordert der Aberglaube sein Recht, und man bringt über dem Bette der Wöchnerin, über

*) Wir schreiben die hebräischen Worte hier und im Folgenden wie Wiener nach der Aussprache der polnischen Juden.

der Wiege des Kindes und über allen Thüren und Fenstern des Zimmers in Gestalt von Betteln, die mit symbolischen Figuren, den Namen der drei Patriarchen und denen ihrer Frauen, denen von drei guten Geistern, dem der Lilith (nach dem Talmud Adams dämonischer erster Frau) mit dem Zusatz: „Und ihr Anhang bleibe draußen“, endlich dem Bannspruch: „Die Zauberin soll sterben“ in hebräischer Sprache und Schrift versehen sind, Amulette an. Dieß geschieht zur Abwehr von Dämonen und Hexen, gegen die man sich auch dadurch noch sichert, daß man mit Kohle einen Strich um das Zimmer zieht. Auch die Johanniskrautwurzel ist, dem Neugeborenen an den Hals gebunden, ein gutes Schutzmittel, namentlich gegen die Lilith, die sonst leicht Schaden anrichtet. So meint wenigstens der Talmud, der auch jenen Kohlenstrich empfiehlt. Eine Woche lang kommen dann jeden Tag in der Dämmerstunde Schulkinder mit ihrem Lehrer zu der Frau, um vor ihr das übliche Nachtgebet herzusagen, in welchem die vier Erzengel, „Michael zur Rechten, Gabriel zur Linken, Uriel vorn und Rafael hinten,“ siebenmal angerufen werden, die Schlafenden vor Unheil zu bewahren. Am Freitagabend werden sie von Erwachsenen aus der „Mischpoche“ (Verwandtschaft) und Nachbarschaft abgelöst, die dasselbe Gebet sprechen und wie jene dafür mit Leckereien bewirthet werden. Am Sonnabend begrüßen Bekannte und Freunde den Neugeborenen mit dem herkömmlichen Friedensgruße. Am achten Tage endlich wird das Kind, wenn es ein Knabe, in den Bund (Beris) mit Abdonai aufgenommen, indem der „Mauel“ (Beschneider) an ihm die „Milo“ (Beschneidung) vollzieht, wobei eine vollzählige Betgemeinde (Minjan) zugegen sein muß, zu welcher mindestens zehn männliche Personen über dreizehn Jahre gehören. Dieselben tragen den Gebetmantel (Talis), sagen, wenn der Beschneider seine Verrichtung und den dabei vorgeschriebenen Segensspruch beendigt hat, Amen und rufen, nachdem der Vorbeter dem Knaben einen Namen gegeben hat, „Masel tov! Masel tov!“ Dann giebt es ein Mahl, dem drei Tage später ein zweites folgt. Erstgeborne müssen am 30. Tage beim Priester mit einer bestimmten Geldsumme „ausgelöst“ werden. Mit Mädchen macht man nicht so viele Umstände, sondern giebt ihnen einfach einen Namen. Das Weib gilt eben beim echten Juden wenig, und sie weiß es. „Darum betet die jüdische Frau ergebungsvoll: ‚Ich danke dir, Herr, daß Du mich nach deinem Gutdünken erschaffen‘, während der Mann im Bewußtsein seiner größeren Würde betet: ‚Herr, ich danke dir, daß du mich nicht als Weib erschaffen hast.‘ Knaben müssen sogar, wenn sie sogleich nach der Geburt sterben, beschnitten werden, und zwar geschieht dies auf dem Friedhofe mittelst einer Scherbe. Sie müssen bei der Auferstehung doch als Juden erkennbar sein.

Auch weiterhin begleitet das Judenkind allerlei Aberglaube. Ist es gefährlich erkrankt, so wiegt man es mit Kupfer ab, dessen Werth dann an Arme vertheilt wird. Bleibt in einer Familie bei Epidemien von mehreren Kindern nur eins am Leben, so wird es nach dem Sprichworte: „Mschane nokom, mschane masel“, d. h. verändere den Ort, so verändert sich das Schicksal, für einmal oder einigemal 18 Groschen oder Kopeken*) nominell an eine Mutter verkauft, deren Sprößlinge

*) 18 müssen es sein, weil das hebräische Wort für diese Zahl (Chai) zugleich „Leben“ bedeutet.

alle noch am Leben sind, auch findet eine Veränderung des Namens statt. Der Verkauf wird erst bei der Hochzeit des Verkauften rückgängig gemacht. Sehr verbreitet unter den polnischen Juden ist endlich die Meinung, daß es einen „bösen Blick“ gebe, der den Kindern schade, und daß man ihnen Schaden könne, wenn man sie lobe, ohne „unbeschriggen“ (unbeschrien) hinzuzusetzen.

„Für ein jüdisches Kind halbwegs wohlsituirter und ordentlicher Eltern giebt es keine Spiel- und Tummelplätze.“ Die sind nur für die Nachkommenschaft der Armen da, die sich — „gleich herrenlosen Hunden“ sagt Wiener grazios — namentlich an den Schabbesnachmittagen auf der Straße herumtreibt und allerlei Unfug verübt. Was darunter zu verstehen, erfahren wir sogleich: es sind Mißhandlungen und Beschimpfungen von Juden, die, von der Reform angekränkelt, den Schabbes nicht nach alter Satzung heiligen, z. B. irgend etwas tragen, was nach dem Talmud als Arbeit aufgefaßt wird. „Hier wird ein jüdischer Gymnast, der seinen Bücher-
ranzen trägt, durchgeprügelt, dort ein Progrefjude mit einem Stocke oder Regenschirme oder eine freidenkende Jüdin mit einem Sonnenschirme, namentlich, wenn sie es gar noch wagt, mit eigenem Haar auf der Gasse zu erscheinen, mit Steinen geworfen und mit Schmähworten wie ‚Goi‘ (Nichtjude, Christ), ‚Schicks‘ (Christenmädel) oder ‚Apifores‘ (Keger) verfolgt“.

Schon mit dem vierten Jahre beginnt für die jüdischen Kinder der erste Unterricht. Sie kommen in ein „Cheder“, d. h. eine von den „Dressiranstalten des wahren Judenthums“; und „eine endlose Wüste thut sich vor ihnen auf, in der es auch nicht eine freundliche Dase giebt.“ „Die Zahl der nach einigermaßen vernünftigeren Principien lehrenden hebräischen Schulen ist noch viel zu gering, um dem allgemeinen Bedürfnisse zu genügen.“ Sene einst auch unter allen deutschen Juden üblichen Kleinkinderschulen werden jede von einem „Melamed“ oder „Rebbe“ geleitet, dem beim Unterricht einige Gehülfen (Belfer) in jugendlichem Alter beistehen, und der, außer leidlicher Kenntniß des Hebräischen, so gut wie nichts weiß. Die Schulstube ist in der Regel zugleich sein Wohn- und Schlafzimmer, und selten kann man ihr einige Sauberkeit nachrühmen. Die Lectionen beginnen früh gegen 9 und endigen abends 7 Uhr. Mittags giebt's eine Pause, in welcher die Schüler das Mittagessen verzehren, das ihnen der Belfer aus der Küche ihrer Mutter holt. „Allzugern versucht der speculative Belfer ihnen dasselbe abzuhandeln, wie das Cheder überhaupt der Ort ist, wo die ersten Keime des sich später mächtig entwickelnden Handelsgeistes gelegt werden.“

Der Cheder-Unterricht zerfällt in drei Abtheilungen: „Dardefi“, die ersten An-
fangsgründe, „Chumesch“, das Lesen der fünf Bücher Moses, endlich „Gemore“, das Studium des Talmud. Alles läuft dabei auf Einrichtern oder Mnemotechnik hinaus, und der Bakel spielt dabei seine wichtige Rolle. Sobald die kleinen Bacher lesen können und eine bestimmte Anzahl von Gebeten, desgleichen einige Anstandsregeln auswendig wissen, was ihnen in zwei bis vier Semestern beigebracht wird, beginnt gewöhnlich mit dem Buche „Wajikro“, d. h. dem 4. Buch Moses, der Chumesch-Unterricht, den eine Art Actus mit einer kleinen Wechselrede zwischen zwei Schülern

einleitet. Nach der Thora nimmt man die anderen kanonischen Schriften des alten Testaments und nach diesen den Talmud vor. An jedem Freitage wird außerdem das rituelle Abfingen des biblischen Wochenabschnittes nach bestimmten Notenzeichen (Mgine) gelehrt. Beim Lesen der heiligen Bücher bedient sich der Melamed einer „absurden Uebersetzung“, und es wird Alles mit Einschluß der das Schamgefühl abstumpfenden Stellen durchgenommen. Der grammatische Unterricht „findet keine Pflege, und die Pflicht- und Sittenlehre ist, wo sie nicht gerade aus dem Bibelunterricht emanirt, ein völlig unbebautes Feld“.

„In weit größerem Ansehen als die Thora steht bei den orthodoxen Juden der Talmud, und dem entsprechend wird letzterer besonders fleißig studirt. Schon das sechsjährige Bürschchen muß sich durch die schwierigsten Stellen der collidirenden Rechtsansichten der alten Rabbiner hindurchmühen, damit es seinen ‚Zechel (Verstand) schleife‘, eine frühzeitige Arbeit, die einerseits in dem jüdischen Knaben überraschenden Scharfsinn, andererseits aber auch scholastische Spitzfindigkeit, Sophistik und eine höheren Idealen abholde, speculative, materialistische Geistesrichtung entwickelt“ — wohlgemerkt entwickelt; denn alles das muß im jüdischen Geiste schon von vornherein liegen, da sonst der Talmud nicht entstanden sein würde. Selbstverständlich „entwickelt“ dieses Studium auch den Hochmuth und den Haß gegenüber allen Nichtjuden, der sich in vielen Stellen des Talmud ausdrückt, auf's kräftigste. Mit dem Mädchen giebt man sich auch hier wenig Mühe, sie lernen hebräisch Lesen und einige Gebete. Viele von denen, die besseren Unterricht genießen und selbst Universitäten besuchen, werden überspannte Emancipirte, und mehrere nahmen an der nihilistischen Verschwörung theil, bei der auch verhältnißmäßig viele junge Männer ihres Volkes, wie wir wissen, wichtige Rollen gespielt haben.

Mit dem dreizehnten Lebensjahre wird der polnische Jude durch die Ceremonie des „Balmizwo“ (eigentlich Herr des Gebots), bei der er in der Synagoge zum ersten Mal zum Segensspruch über die Thora aufgerufen wird, zum mitzählenden und für sich selbst verantwortlichen Gemeindegliede erhoben. Von jetzt an werden ihm seine Sünden, für die bisher sein Vater die Verantwortung trug, von Gott angerechnet. Das Joch des Gesetzes mit seinen 613 Geboten und Verbotten ruht fortan auf seinen Schultern. Dafür gilt er aber auch für voll, wenn es sich um den Zusammentritt einer Betgemeinde, zu welcher zehn, oder wenn es sich um das Nachtischgebet handelt, zu welchem drei männliche Personen gehören. Er ist ferner berechtigt und zugleich verpflichtet, wenn ihm der Vater gestorben ist, in der Synagoge vor versammelter Gemeinde Kaddisch zu sagen, d. h. vor dem Schrein mit den Thoravollen für die Seele des Verstorbenen ein bestimmtes Gebet zu sprechen. Das letztere enthält durchaus nichts vom Tode und dem jenseitigen Leben, sondern nur eine Lobpreisung Gottes und eine Bitte um Frieden und Ausbreitung des göttlichen Reiches auf Erden. Nach der Lehre einiger alten Rabbinen aber müssen es die Söhne Verstorbener an allen Sabbathen, Feiertagen und Neumonden in der

gedachten Weise hersagen, da es die Kraft hat, die hingeschiedenen Eltern aus der Vorhölle zu erlösen, in welcher jeder Sünder zwölf Monate brennen muß, oder sie auch auf eine höhere Stufe im Paradiese hinaufzubeten. Für einen polnischen Talmudjuden giebt es keinen größeren Kummer als den, keinen Sohn zu haben, der für ihn Raddisch sagen kann. Indes helfen sich Wohlhabende in solchem Falle damit, daß sie eine Stiftung machen, mit deren Zinsen für den fehlenden Sohn ein Stellvertreter gedungen wird. Man sieht, die Sitte ist ein Seitenstück zu den katholischen Seelenmessen, über die sich unsere jüdischen Literaten also nicht lustig zu machen brauchten, oder wenigstens nicht, ohne zu erwähnen, daß ihre Bettern von der orthodoxen Sorte ähnlichem, nur weniger erklärlichem Brauche hulbigen.

Wir schließen unsere heutigen Schilderungen des jüdischen Lebens jenseits der russischen Grenze zunächst, um die Spitzfindigkeit des Talmud weiter zu zeigen, dann, um auch gewissen poetischen Zügen in demselben gerecht zu werden, mit einem kurzen Blicke auf die Osterfeier der dortigen Talmudjuden. Am „großen Sonnabend“ (Schabbes haggadol), eine Woche vor jenem Feste wird in den Synagogen die Geschichte des Auszugs aus Aegypten verlesen. Dann gehen die jüdischen Haushaltungen an die Herstellung der „Mazzes“, des bekannten ungesäuerten Brotes, das in der Osterwoche allein genossen werden soll. Dabei wird äußerst rigoros verfahren. Zunächst muß das Mehl zu diesen flachen Kuchen aus Getreide stammen, das in trockner Zeit gemäht worden ist, denn Nässe könnte in den Körnern Säure erzeugt haben. Der Teig darf ferner nicht aufgehen, sondern ist zugleich glatt zu rollen. Alle irgendwie saueren Stoff enthaltende Dinge bis auf den kleinsten Brocken oder Tropfen müssen aus dem Hause entfernt, was davon trocken, muß verbrannt werden.

Am ersten Ostertage legt der Hausherr abends, wenn er aus der Synagoge heimkommt, während die Frau soviel als möglich Lichter anzündet, die weißen Sterbegewänder, die jeder rechtgläubige Israelit mit dem Hochzeitstage empfängt, den Kittel mit dem silber- oder golddurchwirkten Krage, das Brokatkappchen und den Gürtel an, setzt sich mit den älteren Hausgenossen und den geladenen Armen, nachdem alle sich die Hände gewaschen haben, an den gedeckten und mit Speisen und rothem Wein besetzten Tisch und spricht über den Wein den üblichen Segen. Weiter befinden sich auf dem Tische ein Ei, das Symbol der Befreiung, ein Glas mit Salzwasser, etwas Peterfilie oder Salat, Meerrettig, „zur Erinnerung an die Bedrängniß der ägyptischen Sklaverei,“ ein Gefäß mit einer Mischung aus Wein, Nüssen, Zimmet und Apfelfrei, „eine symbolische Darstellung der Lehnarbeit im Pharaonenlande,“ endlich ein halbgerösteter Lammsknochen, der das ehemalige Osteropfer vertritt. Vor dem Hausherrn steht ein mit einer gestickten Decke verhüllter Teller mit drei Mazzes.

Das Mahl beginnt damit, daß der Hausherr etwas von dem Grünzeug in das Salzwasser taucht und allen Tischgenossen davon reicht. Dann bricht er ein

Stück von der mittleren Mazze ab und legt es neben sich, worauf er mit erhobenem Teller die chaldäische Formel absingt: „Dies ist das Brod des Glends, das unsere Voreltern im Lande Mizrajim gegessen haben. Wer hungrig ist, der komme, mitzuspeisen, wer bedürftig ist, freue sich mit uns. Dieses Jahr noch hier, aber künftiges Jahr im Lande Israels. Heuer noch Knechte, über's Jahr Freie.“ Das jüngste Glied der Familie fragt dann nach der Bedeutung von alledem, und die Anwesenden antworten ihm, aus dem Buche „Agade“ singend, mit allerlei Erzählungen, in welche Loblieder und Streitfragen eingeflochten sind. Dazwischen wird mehrmals aus den inzwischen vollgeschenkten Bechern genippt und bei Aufzählung von jeder der bekannten zehn Plagen mit dem kleinen Finger ein Tropfen von dem Weine fortgespritzt. Darauf wäscht man sich nochmals die Hände. Der Hausvater vertheilt Stücke von dem ungesäuerten Brote, dann Grünes, das er in die Mischung getaucht hat, welche den ägyptischen Lehm symbolisirt, und zuletzt kleine Brocken Mazze mit Meerrettig belegt, Alles unter den vorgeschriebenen Segenssprüchen. Endlich wird das eigentliche Essen eingenommen, worauf „geben'scht“, d. h. das Tischgebet gesprochen wird. Dann folgt der kurze dritte Act, indem man die Becher von Neuem füllt und ein besonderes großes Glas für den Propheten Elias, den guten Genius des Volkes Israel, hinstellt, dem eins von den Kindern die Thür zum Eintritt öffnen muß. Zum Schluß wird abermals die „Agada“ zur Hand genommen und allerhand Ernstes und Burleskes vorgetragen: ein Sphärengesang, ein Wunsch nach Wiederaufrichtung des alten Judenreiches, das Lob der Zahlen von eins bis dreizehn und zuletzt der alte Märchenspruch, das Seitenstück zum Jofel, den die Mutter ausschickt: „Ein Zicklein, ein Zicklein hat gekauft das Väterlein um zwei Pfenniglein. Da kam das Käzlein und aß das Zicklein, das da hat gekauft mein Väterlein um zwei Pfenniglein. Da kam das Hündlein und biß das Käzlein, das hat gegessen das Zicklein, das da hat gekauft mein Väterlein um zwei Pfenniglein.“ Und so geht es fort: das Stöcklein schlägt das Hündlein, das Feuerlein brennt das Stöcklein, das Wässerlein löscht das Feuerlein, das Dechslein säuft das Wässerlein, der Mehger schächtet das Dechslein, der Todesengel holt den Mehger, und zuletzt kommt der „gesegnete Heilige“, der liebe Gott, und tödtet den Todesengel. Der Verlauf der ganzen Feier erinnert an manche Heineschen Verse: erst poetische Stimmung und Empfindung, zum Schluß eine Posse.